

(Nachdruck verboten.)

7] Das Angeborene.

(Schluß.)

Das Zimmer war vollgeframt, daß es zu eng aus-
sah. Da lag ein tüchtiger Baden, schon mit dem Trag-
band darüber, wie es die Weiber nehmen, wenn sie eine ge-
hörige Tracht Gras von der Wiese oder sonst etwas Schweres
heimtragen müssen. Da stand die Wiege, die sich die Ludmilla
von ihrem Ersparten gekauft und von der sie sich hernach oft
und oft gedacht hat, ob sie damit nicht ihr Kind verschrien habe.
Da war noch ein Bündel. Das alles war so sonderbar. Der
Gregor sah sich's mit seinen guten Augen mißbilligend an.

„Da siehst's wieder aus!“ machte er gedehnt und hüftelte.
„Wie denn siehst's aus?“ fragte die Ludmilla von ihrem
Platze her, leiernd, nur mit einem schrillen und falschen Ton
in der Kehle.

Er schnüffelte, als hätte er einen übeln, muffigen Geruch
in der Nase: „Wie wenn einer fortfahren tät, so siehst's bei-
nahe aus.“

Ein Versuch zu lächeln, der so sehr Grimasse war, daß
ihn zum Glück die Finsternis verbergte. Denn eine Ahnung
legte sich dem Gregor Ring für Ring um die Brust und be-
klemmte sie immer stärker. Die Ludmilla aber: „Beinahe
nur? Vielleicht tut wer fortgehen. Gefahren muß ja nicht
werden.“

„Müßt' ich was davon wissen. Oder nicht? Was soll der
Kram und das Vinkelzeug? Mir fällt's nicht ein, fort-
zugehen.“

„Und wer anderer von uns kann's gar nicht sein, Gregor?“

Er verstodte sich immer noch gegen die Einsicht.

„Am End' willst Du weg? Ja, wohin denn, Ludmilla?“

Sie erhob sich, mühsam genug: „Zeit bist schon näher
daran, Gregor.“

„Ja — aber warum denn? Hast's vielleicht nicht gut
genug bei mir?“

„Zu gut hab' ich's bei Dir. Ich halt's halt nur nicht
mehr aus.“

Er hielt an sich, obwohl sich ein jäher Zorn in ihm heben
wollte. Und dennoch — als ob sie ihn zu verspotten gedachte,
so sah die Ludmilla wieder nicht aus. Wie eine Tote war sie,
so blaß und verloren kam, was sie redete. Den einen Fuß
stellte er mit Nachdruck auf den anderen, ließ seine Finger in
den Gelenken knacken, fuhr sich durch das Haar, raufte sich
daran, ob er wirklich nicht träume und ging ihr ganz nahe zu,
als dürfte kein Mensch ein Wort vom traurigen Geheimnis
seines Hauses hören, das nun so plötzlich aufbrach und schon
so lange nur mit aller Kunst zu verdecken gewesen war.

Sie trat ihm mit traurig glühenden Augen einen Schritt
entgegen und es schrie aus ihm: „Oder hast mich nicht mehr
gern, Ludmilla, gar nicht mehr gern, daß Du mir das an-
tun tust?“

„Lieber hab' ich Dich niemals nicht in meinem ganzen
Leben gehabt. Das schwör' ich Dir bei meiner armer Seel“,
und sie stöhnte tief und schmerzhaft.

„Jesus, Maria und Josef“, wieder schrie die fremde und
gewalttame Stimme aus ihm — „bist also närrisch geworden?“

Sie preßte ihm die Hand auf den Mund, hart, rücksichts-
los, daß ihm der Druck der starken und schwierigen Hand fast
weh tat. Er empfand den Schmerz beinahe mit Wollust.

„Schreien mußt Du nicht, Gregor“, sagte sie bestimmt.
„Kann sein, ich bin närrisch. Pass' auf, Gregor. Wir leben
nicht in einer richtigen Ehe.“

Er brauste auf: „Du, das sag' mir nicht. Aufgeboten
sind wir gewesen, dreimal. Befehl hat gar nichts. Du, nach
so vielen Jahren darfst mir nicht so kommen, weil's Dir viel-
leicht so passen tut. Warum sind wir's nicht?“

Es war eine fürchtbare Härte in ihr, und dennoch stand
sie hart am Weinen.

„Weil wir kein Kind nicht haben. Und wo kein Kind ist,
dort brauchen Eheleute einander nicht so, daß eins nicht sein
kann ohne das andere. Verstehst mich, Gregor? Weil wir
nichts gemeinsam haben, kommt mir vor. Und wo das nicht
ist, dort ist auch keine richtige Ehe.“

Er zuckte hilflos die Achseln: „Hat's halt der liebe Gott
nicht wollen, daß wir eins kriegen.“

Sehr ruhig entgegnete sie: „So hat's halt der liebe Gott
auch nicht wollen, daß wir zusammenkommen. Das bringt
mir kein Mensch heraus. Er kann predigen, so viel er will.“

„So hast wen anderen lieber, Ludmilla?“

„Lieber nicht. Lieber kann ich gar niemanden haben.
Nur anders gern.“

„Und Du willst also zu ihm geh'n?“

Sie nickte: „Zu ihm geh'n muß ich. Und Dir sagen hab'
ich's müssen. Weil ich Dich nicht zum Spott machen will,
Gregor. Das siehst doch ein!“

„Und wer ist's denn?“

„Der Blamal.“

„Der Blamal? Der Lump?“, und er hob den Arm in
einer jähen Bewegung.

Schläge er mich nur, dachte die Ludmilla und sehnte sich,
seine Faust in ihrem Gesicht zu spüren. Er aber, torfelnd
wie ein Betrunkener, tat einige Schritte. Dann, vor dem
Bett, brach er nieder und barg den Kopf in die Kissen, damit
man sein Stöhnen nicht höre. Neben ihm kniete die Ludmilla.
Er richtete sich mühsam ein wenig auf:

„Und um den Lumpen wirfst Du alles weg? Die Liebe
und Treue von so vielen, vielen Jahren?“

„Um ihn nicht. Aber schimpf ihn nur. Weil — es geht
doch auch gegen mich. Und ich verdien's nicht anders.“

„Und wie willst mit ihm leben? In der Schand'? Wo
Du so viele Jahre in Ehren und mit die Erste im Dorf bist
gewesen?“

„Red' nicht davon, Gregor! Wo ich so niz anderes denken
kann. Und Gott allein weiß und seine schmerzhafteste Mutter,
wie mir dabei wird. Aber, es hilft zu niz, Gregor. Und es
ist alles besser, als wie es ist. Weißt, wie mir war? Denkst
noch, wie ich mit Dir gegangen bin? Damals, wie Du ein-
gerückt bist, Gregor? Und es ist dunkel geworden, und ein
Rebhuhn ist herumgelaufen, ganz einsam, und es hat seine
Jungen verloren gehabt, und es hat gelockt und gepiept und
gerufen, und hat sich für ein Weibchen geduckt in eine Mulde,
und hat wieder angefangen und es hat ihm nichts geantwortet.
Das kann ich nicht vergessen. So ist mir gewesen.“

Er neigte den Kopf zu ihr. Immer noch auf den Knien
flüsterte er ihr zu und spürte sie sich dabei so nahe: „Denn
Du weißt, Du kannst ihn nicht heiraten. Niemals nicht, so
lange ich leben tu. Und ich bin doch gesund wie er. Oder
meinst?“

Ganz entsetzt starrte sie ihn an. Zwei Menschen, ver-
stört bis zum Wahnsinn, sahen einander in die Augen. Und
der Katechismus fiel ihr ein: „Wirst Du nicht einmal denken!
Wo es doch die einzige Sünde ist, die man nicht mehr gut-
machen kann. Hörst, nicht einmal denken, Gregor!“

„Wenn aber doch, Willa? Wenn aber doch?“

Er stotterte in seiner Pein.

„Wirst Du nicht, Gregor,“ und sie stand auf. „Denn,
entweder bin ich schlecht, nun — also, wegen einer so schlechten
Person bringt sich ein Mann nicht um, wie der Gregor Gazda
einer ist, der gibt er einen Tritt, oder Du weißt bei Dir selber,
wenn Du erst allein bist mit Dir selber, ich kann nicht anders
tun, wie ich tun will, dann bist Du ein gerechter Mensch,
Gregor. Nämlich so bist Du immer gewesen, und Du wirfst
einer, die mehr an sich zu schleppen hat, als sie vielleicht tragen
kann, nicht noch etwas dazulegen, was sie erdrücken muß.
Wenn Du mich lieb hast, Gregor“

Er wandte sich, noch immer auf den Knien, gegen das
Marienbildnis. Am ganzen Leib zitternd, bekreuzigte er sich
und betete, was ihm eben in den Sinn kam, Vitanei nach
Vitanei, leiernd herunter. Sein Weib tat das Gleiche. Dann
erhob er sich mühselig und zerschlagen, bückte sich nach ihr und
riß sie mit einem grausamen Griff auf und eine merkwürdige
Bestimmtheit war an ihm:

„Mit solchen Gedanken betet man nicht — hörst? Und
Du wirfst nicht zum Blamal gehen, bevor Du nicht von mir
gehört hast oder Du weißt, ich bin fort und Du wirfst nicht
mehr von mir hören. Das befehl' ich. Verstehst?“

Er ließ sie los, und sie taumelte.

Wo Gregor Gazda in dieser Nacht geschlafen, hat die

Ludmilla niemals erfahren. Sie selber lag lange wach und es fröstelte sie, da er ewig nicht kam. Den nächsten Tag war er noch im Ort, ging in die Stadt zu einem Advokaten und machte sonst seine Gänge zu Geschäftsleuten und gab ihnen Vollmachten und Aufträge. Dem Abend zu sah man ihn, durch das traurige Nebelspinnen, die weite, weiße, lichtlose Straße wandern, die zwischen braunen Sturzäckern, dem Gottesacker und seiner langen Mauer vorüber, zum Bahnhof führt. Er trug ein Kofferchen in der Hand, schwarz gestrichen, wie es die Rekruten mitnehmen. Wer ihn grüßte, von dem wendete er sich ab. Bei jeder entlaubten, besenhaft häßlichen und mit ihren dürren Zweigen klappernden Pappel machte er Halt, als müßte er Baum für Baum zählen und von jedem einzelnen Abschied nehmen für immer.

Zu Nacht aber klopfte, da der Zug gegen Wien abgegangen war, ein Bub stark an das Fenster der Ludmilla, die mit ihren Gedanken wach lag: Gregor Gazda laße ihr sagen, er sei fort für immer und sie ihres Wortes ledig . . .

Das Eigentum des Gregor Gazda ist verkauft worden. Er selber hat sich nach Wien gewendet, in der großen Stadt untertauchen und verschwinden, nachdem er in der Heimat nicht mehr bleiben konnte.

Es ist ihm nicht leicht geworden, sich zu behaupten. Aber, so ein arbeitsamer Mensch ist nirgends verloren. Einen Weg wies ihm ein Landsmann, wieder einen erriet er oder entdeckte ihn selbst. Nach mancher Raderei fand er endlich die Stellung als Bahndiener, die seinen Ansprüchen und seinen Fähigkeiten gemäß war. Nun hat er's zu was gebracht; er war doch Beamter geworden. Sich vollkommen glücklich zu fühlen aber hinderte ihn zweierlei. Denn er litt sehr an Heimweh. Und die Sehnsucht nach seinem Weib war unbezwinglich in ihm, desto heftiger, je besser es ihm erging.

Er hörte auch manchmal etwas aus der Heimat. Es kam neuer Zuzug, der sein Glück in der großen Stadt versuchen wollte, gleich ihm, wendete sich an ihn um Rat und Hilfe, brachte Post und ließ hernach den dienstbereiten, aber ungeselligen und ängstlich sparsamen Menschen wieder stehen. Denn er hütete weiter; aus Gewöhnung und aus dem Vorgefühl, als könnt' ihm einmal jeder Kreuzer wichtig werden und Dienste leisten. Uebrigens richtete er sich ganz behaglich ein und lernte für sich, was er degreifen konnte.

Was er von seinem Weib vernahm, betrübte ihn aber sehr. Sie hatte sich richtig mit dem Blamal zusammengetan und benahm sich seinen Kindern gegenüber, wie man sich's von ihr nur erwarten konnte. Auch hatte sie einen Jungen, den sie auf Gregor taufen ließ. Das rührte ihn nach seiner sehr weichen Art wie ein Zeichen herzlichen Erinnerns, dessen er sich kaum mehr versehen hätte. Aber, sie mußte sich mehr schänden, als ihr bekam. Und sie war niemals so recht gesund und der Blamal hatte sie wohl gern, aber tun konnt' er in seiner Armut nichts für sie.

Es waren hernach noch Kinder gekommen, aber sie waren ihr nicht geblieben auf der Erde. Und auch sonst war es ganz klar, woran sie litt. Denn natürlich stand das ganze Dorf jetzt zum Gazda und gegen sie und den Mann, mit dem sie nun lebte. Das erträgt sich in Gedanken sehr leicht; in der Wirklichkeit aber erdrückt es auch den Stärksten. Und, nachdem ihre Sehnsucht nun einmal gestillt war, so mußte die Ludmilla oft des Gewesenen gedenken und des Mannes, der sie so sehr gerne gehabt, daß er um sie alles aufgab und sich sogar aus ihrem Leben einfach wegstahl, als kein Raum für ihn darinnen war.

So begann sie zu siechen. Es lag zu viel auf ihr und es lastete in ihr zu schwer. Und sie war zu weich. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart wurde sie zermahlen und begriff mehr und mehr, was sie besessen und hinwerfen gemußt, weil sie nichts gegen sich konnte, und daß sie denn doch in einer richtigeren Ehe gelebt, als sie vermeint.

Der Gregor verstand sehr wohl, was sich in ihr begab. Denn er hatte Zeit genug, über sie nachzudenken. Und er hätt' ihr so gern geholfen. Denn ihm selber war ewig bang nach ihr und es freute ihn nichts, ohne sie. Und endlich hielt er's nicht mehr aus. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief, so gut und so herzlich er's konnte. Es ginge ihm gut in der Stadt. Und was er verdiene, reiche. Und was war, das sollte vergessen sein, und hier, wo sie niemand kenne, hier werde sie nichts und niemand daran erinnern. Nur zu ihm kommen möchte sie und das Kind mitbringen. Denn nun, wo er so allein zu altern begann, nun war auch in ihm der Wunsch nach Jugend um sich lebendig geworden.

Dieser Brief kreuzte sich mit einer amülichen Mitteilung. Ludmilla Gazda war gestorben und begraben. Er war tief erschüttert. Er machte sich Vorwürfe über sein Zögern. Vielleicht, wenn er sich früher entschlossen hätte, war ihr zu helfen gewesen.

Und noch etwas hob sich in ihm. Das Kind! Was sollte mit dem Kind werden, um das sie alles hingegen? Sollte das unter Stiefgeschwistern aufwachsen, das Jüngste, Schwächste und Wehrloseste, zurückgesetzt und bemakelt schon durch seine Geburt?

Er wußte nicht, daß es ihm nach den Gesetzen gehöre. Er fühlte nur die Verpflichtung gegenüber der Toten, es nicht verwahrlosen zu lassen, sich gegenüber, zu retten, was von ihr übriggeblieben war. Er fuhr sich über die Stirn, wie einer, der aus dem Schlaf zum Tag und seinen Pflichten erwacht.

„Halt, so wird man noch einmal nach Haus' fahren müssen,“ flüsterte er, „und den Blamal wird man bitten müssen um den Buben.“

Und er biß die Zähne zusammen im Gefühl des gegenwärtigen Schmerzes und der kommenden, unentrinnlichen Demütigung. —

Ins Gebirge.

(Von München nach Partenkirchen.)

München gleicht im Sommer eigentlich einer großen Sommerfrische. Da treiben sich die Fremden herum und reden in allerlei Sprachen und erscheinen in allerlei verschiedenen Kostümen, wie es die Mode ihres Landes vorschreibt. Und überall bildet das Gebirge den Mittelpunkt des Gesprächs. Man macht in München nur Rast als Vorstation zum Gebirge. Darum sieht man auch zu allen Zeiten Touristen zum Bahnhof eilen, die, manchmal in schier unmöglichen Kostümen, hinausstreben in die große freie Natur. Ragelstühle an den Füßen, Kniehosen, den Rucksack hinten im Rücken und den Bergstock in der Hand, auf dem Kopfe ein verschossenes, grünes Hütlein mit einer ledernen Feder, so zieht der Bergsteiger bei frühem Morgen aus und verläßt die Stadt.

Um 4 Uhr war ich aufgestanden. Ich wohnte außerhalb der Stadt in einem Vorort, der eigentlich schon ganz den Eindruck machte als befände man sich auf dem Lande. Rings im Grünen lag das kleine Häuschen und wenn ich aus dem Parterrefenster sah, erblickte ich drüben, jenseits der Landstraße, nur Acker und Wiesen, so weit das Auge reichte. Eine Stille war hier, wie ich sie nirgends sonst gefunden. Die Kinder meiner Wirtsleute — der Mann war Briefträger, seine Frau betrieb nebenbei einen kleinen Kramladen — tummelten sich barfuß vor meinem Fenster und machten sich ein Vergnügen daraus, auf das Gitter des Gartens zu klettern, in meine Stube zu sehen und mir dann meinen Namen zuzurufen, um dann lichernd und laut lachend schnell zu verschwinden hinter den dicken Sträuchern des Gartens.

Da es so früh war, gab es nur Milch von gestern zum Morgenfrühstück, dazu eine alte Semmel; das mußte genügen. Ich sah hinaus, draußen war alles totensill. Ein graues Morgenlicht umhüllte ruhig alle Dinge. Nur die Vögel hörte ich zwitschern, sonst kein Laut. Noch ging kein Mensch. So wunderbar rein erschien dieses Licht, daß ich beinahe vergaß, meine Sachen zu packen. Ein Geruch entströmte dem frischen Grafe, stärkend und erfrischend. Unwillkürlich wurde man selbst still und lauschte und sog den Duft ein.

Da kam der erste Sonnenstrahl. Die Natur belebte sich. Goldenes Licht fiel auf die Zweige. Der Frühwind hörte allmählich auf. Man begann schon die Wärme zu fühlen. Das tut gut. Denn bei dem bleiern Licht des Morgens fröstelte ich beinahe ein wenig. So legte sich allmählich Strahl um Strahl golden auf den Weg und hinten im Osten erglühten die Wolken, die leichten, lichten Morgenwolken. Das Licht kroch von unten herauf und erfüllte den Raum und umsäumte alle Dinge mit goldenem Rand.

Ich mußte mich beeilen. Die Elektrische ging noch nicht so früh. So mußte ich den ganzen Weg nach der Stadt hinein zu Fuß machen, eine knappe Stunde. Als ich hinaustrat, mit allem wohl versehen und ausgerüstet, war es noch ganz still. Ich bog ein, kürzte den Weg ab und ging quer übers Feld, da kamen die ersten Tritte, Schnitter, die die Wiesen mähten. Es dauerte nicht lange, da hörte man das Dengeln der Sensen, bald waren sie an der Arbeit, und als ich an ihnen vorbeikam, riefen wir uns einen frohen „Guten Morgen“ zu.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, nun in die Straßen der Stadt zu kommen, die noch grau und tot daliegen und die Nacht noch nicht ganz abgeschüttelt haben. Hier und da tritt ein Arbeiter aus der Haustür und beginnt seinen täglich gleichen Gang zur Arbeit. Kleine, handgeschobene Sprenglarren versehen ihren ersten Dienst. Und siehe da, da erblicke ich schon einige Genossen, die, gleich mir zur Wanderung ausgerüstet, still und behende dem gleichen Ziel, dem Bahnhof zustreben. Zuweilen fliegt eine Ladung Staub und Rehricht an mir vorbei auf die Straße, zum Zeichen, daß die Hausknechte in den Kneipen schon an der Säuberungsarbeit sind.

Am Bahnhof vergeht man die frühe Stunde ganz. Da ist ein Leben, als wäre es mitten am Tage. Fragen und Rufe, Begrüßen

und Suchen tönt und schwirrt durcheinander. Langsam setzt sich endlich der Zug in Bewegung.

Es ist ein herrliches Gefühl, den Bergen so entgegenzufahren. Obgleich ein Kind der Ebene, fühlt man doch, sowie man nur einmal hier gewesen ist, bei der zweiten Rückkehr so etwas wie Heimatsgefühl. Die Berge üben einen Zauber aus, dem sich wohl niemand entziehen kann. Die Eindrücke sind so gewaltig und erhaben, daß sie immer im Gedächtnis ruhen und diese ungetriebene Erinnerung macht es, daß man meint, man käme nicht in eine fremde Gegend, sondern in eine liebe und vertraute Heimat. Wer einmal die Schönheit der Berge auf sich hat wirken lassen und die Größe dieser Naturereignisse, die in ewiger Ruhe zu thronen scheinen, gefühlt hat, der spürt wohl immer von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht nach den Bergen mit ihrem dunkeln Grün, ihrem weißen und hellen ewigen Schnee, den fahlen, nackten, von der Sonne beschienenen Felsgraten, auf denen kein Gras, kein Strauch mehr wächst, dem hohen, blauen Himmel darüber, der so wechselvoll lacht, droht und grollend zürnt mit aller elementaren Gewalt, wie man es in der Stadt nie erlebt. Das ist die Schönheit und das Geheimnis der Berge.

Ich hänge meinen Gedanken nach, und die Räder rattern unter mir, die mich aus der Ebene in die Berge tragen. Im Fluge komme ich durch Gegenden, die ich von früher kenne. Ein schneller Blick, vorbei ist die Erinnerung. Da ist das tiefe, im schnellsten Grün schwelgende Mühltal, durch das man zu Fuß nach Starnberg gehen kann, im Herbst die Wallfahrt der Maler, da an den Hängen und Hügel die wechselnde Belaubung eine Pracht der Herbstfarben vom hellsten Gelb zum Gold und zum tiefen Rot erblicken läßt, die diese Gegend berühmt gemacht hat.

Da erscheint auch schon Starnberg und der Starnbergersee. In der Erinnerung war dieser Anblick verblaßt. Ich hatte ihn mir nicht so schön vorgestellt. Der See hat eine imponierende Ausdehnung, er ist zwanzig Kilometer lang. Die Bahn fährt dicht am Ufer vorbei, man kann von diesem erhöhten Standpunkte die ganze Fläche übersehen. Die helle, silberblaue Farbe des Sees, drüben mächtig hohe Hügelzüge mit dunkelgrüner Bewaldung, die sich weit mit der Spitze ins Wasser verschieben, hier und da Villen und Landhäuser und Hotels im Grünen, ansteigend bis zur Höhe, an der äußersten Spitze das weiße Schloß Berg, wo Ludwig II. endete. Den schönsten Anblick aber gewähren die Berge, die als fortlaufende Gebirgskette den Abschluß und Hintergrund der Landschaft bilden. Sie erscheinen so nahe, man glaubt gar nicht, daß man doch noch eine respektable Entfernung zurückzulegen hat, um sie zu erreichen. Aber gerade weil man so fern ist, hat man einen so reichen Ueberblick. Die Ebene, die sich bis zum Gebirge vom See aus erstreckt, verschwindet beinahe. Da sieht man sie alle, den Wendelstein, die Benediktenwand, das schroffe Karwendelgebirge, den Herzogstand, das zackige Wettersteingebirge mit der hochragenden Zugspitze. Sie alle schiden von ferne ihren ersten Gruß und mit tiefer Freude und Rührung erblickt man die fernen Spitzen, die wie eine zauberische Erscheinung sich ausbreiten. Denn es ist noch nicht 6 Uhr. Und die Morgen Sonne trifft gerade die Spitzen, so daß sie rosa und silbern erglänzen in einem so feinen Schleierlicht, und der Schnee, der in den Spalten und auf den Kaminen schimmert, gibt kräftig leuchtendes Weiß zu den zarten Farben des Gesteins.

Allmählich entzieht sich der See unseren Blicken. Ich schaue mich um, da sind mittlerweile schon häuerliche Gäste eingestiegen. Enge Weinkleider, kurze Jacken mit großen silbernen Knöpfen, grüner Hut mit flaumig weißen Federn. Die Mädchen und Frauen sitzen stumm neben den Männern, die meist eine kurze Pfeife im Munde haben und auch nicht viel sprechen. Die Gesichter sind gebräunt und hartknöchig-hager. Die Frauen bevorzugen in ihren Kleidern grün, lila oder rot, die Farben sind immer kräftig und ausgesprochen. Auf dem Kopf tragen die Frauen einen Hut, der die Form eines platten Deckels hat, aus dessen Mitte sich eine Spitze nach oben erhebt. Ein altes, verziertes Mütterchen sitzt in der Ecke und stiert nachdenklich vor sich hin. Um den Kopf trägt sie ein schwarzes Tuch, dessen Zipfel sich hinter dem Hals westehen, und um den Hals hat sie ein grellgelbes Halstuch geschlungen. Die Hand hält den üblichen handfesten Landregenschirm, neben ihr steht ein großer Handkorb. Der breite Rock bedeckt rechts und links neben ihr die Bank.

Auch das Gebirge entschwindet wieder dem Blick und wir fahren in der Ebene, rechts und links Wiesen und Acker und Dörfer und Höfe. Immerfort ändert sich das Bild. Eine Kurve, eine Biegung und plötzlich haben wir für einen Augenblick wieder den Anblick des Sees und der Berge.

Einen frischen, lebhaften Eindruck macht das Städtchen Weilheim, dem man nicht ansieht, daß es schon auf ein so hohes Alter zurücksteht. Es liegt munter und einladend zwischen grünen Bäumen, aus denen die weißen Häuschen sich herborkliden. Eine Gründung der Römer, wird es schon 754 als Dorf angeführt. Freundslich grüßt es herüber.

Das Gebirge wird sichtbar. Der hohe Reichenberg, die Zugspitze, der Herzogstand erscheinen. An einigen kleinen Dörfern vorbei geht die Fahrt. Langsam steigt die Bahn und plötzlich bietet sich ein prächtiger Anblick. Rechts der Bahn, nachdem die Steigung überwunden, erblicken wir den Staffelsee. Er hat wieder einen ganz anderen Charakter wie der Starnberger See. Er ist sehr inselreich. Die Farbe ist dunkelgrün. Die Stimmung, die ihn umgibt, ist, da die bewaldeten, dunklen Berge schon dicht an ihn herantreten, still, tief und einsam. Wenig Ansiedelungen unterbrechen die Monotonie

der Ufer. Der See macht mehrere Windungen, und während beim ersten Sehen die Fläche nur klein erscheint und bei dem langsamen Vorüberfahren der Bahn die melancholische Stille über dem dunklen, ruhigen Wasser wie ein leiser Accord, der anhebt, erscheint, breitet sich nachher der See immer großartiger aus.

Immer tiefer drängt sich die Bahn in die Berge. Sie folgt den Schluchten und Tälern — die die Flüsse gebildet haben — und wendet sich so langsam ihrem Ziel entgegen. Immer wieder stellt sich ein breiter Berggraben dem graden Wege entgegen und lustig faucht die Maschine; das Echo des Pfiffs der Lokomotive hallt wider von den Bergen und der weiße Rauch fliegt zurück. Noch eine Biegung, da liegt Partenkirchen. Wir fahren geradeswegs darauf zu. Immer höher reden sich die Schneeberge. Hier endet die Bahn, es ist die letzte Station. Wer weiter will, muß sich selbst weiter bemühen.

Ich gehe langsam vom Bahnhof in den Ort. Eigentlich sind es zwei Ortschaften. Partenkirchen links der Bahn, Garmisch rechts der Bahn. Es hat sich nichts hier verändert, das sehe ich gleich beim ersten Durchwandern. Ich ziehe Garmisch vor. Es ist einfacher, dörflicher. Man sieht nicht so viel Willen. Einfache Häuser stehen noch an der Straße, die oft malerisch geschmückt sind und sich gut in die Umgebung einführen.

Die Sonne brennt herab, obgleich es erst 8 Uhr ist. Jetzt heißt es erst eine Unterkunft für die Nacht suchen. Man muß seinen Vortritt der frühen Ankunft ausnutzen. Denn sonst schnappen einem die später Kommenden das Beste weg.

Bei der ersten Frau komme ich gut an. Sie fordert einen respektablen Preis. Offenbar hält sie mich für einen unwissenden Städter. Mit einem gedehnten „So“ entferne ich mich dankend. Aber schon bei der zweiten Stelle werde ich für meine Standhaftigkeit belohnt. Ich wohne dort genau so gut und viel billiger. Wir werden bald einig und ich steige mit frohen Gefühlen, der Wohnungsfrage so schnell überhoben zu sein, die schmale und steile Stiege hinan, bis unters Dach. Dort finde ich ein kleines Zimmerchen, dürftig, aber sauber möbliert. Ich habe sogar einen kleinen Holzbalkon zur Verfügung; ich trete hinaus; gerade vor mir reckt sich die Zugspitze empor. Ich sehe den Grat, der steil zum höchsten Gipfel führt, so hoch, daß man zuerst glaubt, es wäre gar nicht möglich, ihn zu erreichen. Die Höhe der Berge erscheint überhaupt zuerst dem Menschen der Ebene unsäglich. Und so beruhigend wirken die weiten Flächen der Wiesen, auf denen verteilt Triftstätten, aus schweren Stämmen einfach geschichtet und doch kunstgerecht verpaßt und gefügt, stehen. Dann erst beginnen die Vergriesen sich in die blaue Luft emporzureden, so daß man sie in dieser Entfernung erst recht ganz überfieht, ohne ihnen allzu nahe zu sein. Die Fläche bietet dem Auge Ruhepunkte und die Höhe erscheint imponant und doch gemäht.

So sitze ich auf der kleinen Holzveranda und sauge die ganze Schönheit in mich durstig auf. Nun weiß ich wieder, weshalb ich aus der Stadt hierher flüchte für einige Tage, in diese große Stille, wo ich mit niemand spreche und ganz allein bei den Bergen bin. Jedes „Grüß Gott!“, das mir von unten von Vorübergehenden heraufgerufen wird, erfüllt mich mit Freude.

Drunten hämmert der Schuhmachermeister Xaver Andreas Döhl seine Schuhe. Und der Döhl Andreas, bei dem ich nun einen Tag zu Gast bin, weiß nicht einmal, daß über ihm ein Mensch sitzt, der von weither mit großer Sehnsucht in die Berge kam. So ist es. Er hämmert seine Schuhe, tagaus, tagein, nagelt die Nägel und legt die Eisen um die Gaden. Aber er selbst kommt vielleicht nie hinaus und nie hinauf auf die Berge und blidit sie mit ruhigen Augen an und er sieht nur hinauf, wie das Wetter werden wird.

So geht es immer. Wer die Schönheit hat, achtet sie nicht, oder vielmehr, er macht kein Wesen von ihr, da er in ihr groß geworden. Sie ist ihm natürlich, wie dem Städter die großen Straßen mit allen Bequemlichkeiten. Nur wenn der Gebirgler die Berge verläßt und in der Ebene, weit davon entfernt, wohnen muß, dann pakt auch ihn die Sehnsucht und er gibt dieser Sehnsucht den naiv-sentimentalen Ausdruck, den die Tiroler Lieder oft haben. Rück-erinnerung, Trauer, Lob der Heimat ist der Refrain. Derbe Späße wechseln mit zarter Andeutung und die Lustigkeit täuscht mit Gewalt über die Trauer hinweg. Manche Strophe erzählt davon.

Sonst aber sitzen sie in ihren Häusern und empfangen die Fremden erst mit Stauern und dann mit gewohnter Ruhe und schließlich mit naiver Berechnung, da sie ihnen Geld ins Haus bringen. So wie mein Schuster, der drunten sitzt und immer hämmert und von dem goldenen Vormittag gar nichts merkt. Er braucht's auch nicht. Er hat ihn oft genug. Wir anderen aber selten oder gar nicht. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

Eine Inkrative Armeelieferung. Russisches Idyll von Sieghert Salter. (Nachdruck verboten.) Nicolai Iwanowitsch Suflow, der allmächtige Arsenalverwaltungsdirektor ließ bitten, und herein trat Anton Semenowitsch Mupkin, der geriebene Chef der großen Armeelieferungsfirma Mupkin u. Co.

„Guten Tag, verehrter Nicolai Iwanowitsch“, rief er vertraulich dem Amtsgezwungenen zu, und in seinen kleinen, verschmitzt dreinschauenden Schneewäuglein blike etwas auf, das zu sagen schien: Na, alter Schuft, wir haben ja schon öfter Geschäfte gemacht.

Der so unehrenhaftig Angebotene nickte gnädig. „Nun, Anton Semenowitsch,“ sagte er dann und blickte der Kaufmann so von unten herauf an, „wie ist's; wollen Sie die Lieferung oder wollen Sie sie nicht? Gebrüder Wilmigki — Sie wissen — haben uns sehr annehmbare Bedingungen gemacht.“

Muspfin lächelte verständnisinnig und dachte: „Die sehr annehmbaren Bedingungen“ kennen wir, alter Halunke. Besser wie die unseren können sie gewiß nicht sein, denn schlechter wie wir kann man die Schuhe gar nicht herstellen, sollen sie mindestens den Transport bis zur Landesgrenze aushalten können. Das dachte Muspfin. Laut aber sagte er: „Nicolai Iwanowitsch, Sie wissen, daß Sie nirgends besser bedient werden können, wie bei uns, und —“

„Schön gut, Anton Semenowitsch. Sagen Sie mir lieber, ob Sie mir nicht 15 Prozent bewilliger können, denn die 10 Prozent — Sie versieren.“

„Ich verstehe, und Sie bekommen 10 Prozent oder 15 oder 20 Prozent, ganz nach Belieber und Qualität der Sohlen, denn das Leder ist sehr teuer und wenn man statt dessen — ja, wir könnten dann 20 Prozent geben.“

„Ich kann in diese Details nicht eindringen, ich bitte Sie, Anton Semenowitsch. Aber ich weiß, es gibt auch andere Stoffe, die sehr haltbar sind. Sehen Sie nur dieser Filzhut! Vor drei Jahren habe ich ihn gekauft und bin viel damit herumgelaufen. Er ist immer noch ganz, und wenn ich ihn nicht mehr tragen kann, dann weicht ihn meine Gattin gut ein, bügelt ihn gut aus und macht hübsche Sohlen daraus, hübsche, warme, dauerhafte Sohlen. Man muß sich eben einschränken.“

„Also nehmen wir „hübsche, warme, dauerhafte“ Sohlen und sagen 20 Prozent, zur Hälfte zahlbar bei Abschluß, zur Hälfte bei Lieferung. Der Preis beträgt 600 000 Rubel und die Ware kann in vier Wochen geliefert werden. Sind Sie mit mir zufrieden, Nicolai Iwanowitsch?“

Nicolai Iwanowitsch überlegt einen Augenblick. „600 000 Rubel“, murmelt er. „Ihr Kaufleute seid doch alle Halunken“, fügt er dann hinzu. „Gestern waren es 500 000 Rubel, heute sind es 600 000 Rubel. Ich bitte Sie, lieber Anton Semenowitsch! So schnell kann ja der Staat gar nicht das Geld münzen, wie Sie mit Ihren Forderungen heraufgehen. Halunken seid ihr alle. — Alle!“

„Und die 20 Prozent, verehrter Herr? Und die Hälfte zahlbar bei Abschluß, verehrter Herr?“ In Gedanken fügte er hinzu: „Sohler müssen nur doch mal hinein!“

„Schön, unterschreiben wir.“ Mit großer Umständlichkeit sucht Nicolai Iwanowitsch Papier, Tinte und Feder zusammen und fängt an zu schreiben. Und während seine Hand bedächtig über das Schriftstück hingleitet, murmelt seine Lippen: „Halunken, diese Kaufleute! Alles Halunken!“ —

Drei Wochen später. Nicolai Iwanowitsch Euflow, der allmächtige Arbeitsvermittlungsdirektor ließ bitten, und herein trat Peter Petrowitsch Wilmigki, das durchtriebene Haupt der großen Armeelieferungsfirma Gebrüder Wilmigki.

„Sie haben mich herbefohlen, verehrter Herr Nicolai Iwanowitsch. Womit kann ich dienen?“

„Ja, das ist wieder so eine Geschichte, Peter Petrowitsch. Eine Geschichte! Nehmen Sie Platz, ich bitte Sie, nehmen Sie Platz. — So. Also da haben wir nämlich eine große Lieferung Schuhe anfertigen lassen — für 800 000 Rubel. — Und nun kommt da plötzlich so eine neue Verordnung: Schuhe künftig 2 Zentimeter höher, Absätze 1 Zentimeter breiter; na, die ganze Lieferung ist unbrauchbar. — Das heißt unbrauchbar für das kaiserlich russische Heer, das der Herr beschirme. Sonst sehr gute Schuhe, vorzügliche Schuhe. Sie haben vielleicht Verwendung dafür?“

„Wir? — Was wollen wir mit den Schuhen anfangen, wenn das kaiserlich russische Heer, das Gott beschirme, sie nicht gebrauchen kann. Ich bitte Sie, verehrter Herr Nicolai Iwanowitsch!“

„Die Armee kann sie heute nicht gebrauchen, es ist wahr. Aber nicht immer wird Porphyrius Ignatjewitsch Wespandin an der Spitze der Verwaltung stehen. Nicht immer. Er darf nicht, es sind auch noch andere Leute da, Peter Petrowitsch. Er wird nicht immer bleiben, im Gegenteil — er wird — doch das gehört nicht hierher — und dann werden die Schuhe vielleicht um 2 Zentimeter niedriger und die Absätze um 1 Zentimeter schmaler. Was sage ich da: Vielleicht? Sicher werden Sie es, sicher. Sie kennen mich, ich lasse meine Freunde nicht im Stich.“

„800 000 Rubel betrug die Lieferung?“ meinte der Kaufmann und ein leichtes Lächeln huschte um seine Mundwinkel.

„800 000 Rubel! Keine Kopeke mehr, keine Kopeke weniger. Ich kann Ihnen den Schlupfwinkel zeigen. Warten Sie, Peter Petrowitsch.“ Damit erhob sich der alte Herr und kramte in einem weitläufigen Altenschränk herum. „800 000 Rubel“, wiederholte er wohlgefällig, indem er die einzelnen Silben nur ganz gemächlich seinen Lippen entklimpfen ließ, als wolle er jeden einzelnen Rubel mit der Zunge kosten. „Und für lumpige 500 000 Rubel lassen wir Ihnen den ganzen Kram. Es ist geschenkt!“

„100 000 Rubel gebe ich dafür, keine Kopeke mehr,“ sagte gelassen Herr Peter Petrowitsch. „Wir werden sie vielleicht verlieren, die 100 000 Rubel; denn was das kaiserlich russische Heer nicht brauchen kann, das . . . Und Porphyrius Ignatjewitsch Wespandin erfreut sich einer sehr guten Gesundheit und er liebt sein Amt.“

„Er ist gesund und liebt sein Amt, aber er ist nicht immer schlechter Laune. Als er das neue Maß für die Schuhe dekretierte, war er schlechter Laune. Kehrt seine gute Laune wieder, kehrt auch das alte gute Maß wieder. Und ich versichere Sie, mein lieber Peter Petrowitsch, seine gute Laune wird bald wiederkehren, sehr bald sogar — man hat so seine Mittelchen — Sie bewilligen doch 15 Prozent?“

„100 000 Rubel,“ entgegnete der andere und wandte sich zur Tür.

Nicolai Iwanowitsch kämpfte einen schweren Kampf. Man sah es ihm an. Er nagte krampfhaft an seinen Fingerringeln und spie aus Versehen ins Tintenfaß. Vollends vergaß er das 800 000 Rubel-Dokument zu finden.

„100 000 Rubel,“ klang es noch einmal von der Türe her. Es war wirklich nichts weiter zu erreichen. Euflow sah es ein.

„Unterschreiben wir also,“ brummte er, und während seine Hand eifrig über das Papier glitt, murmelt seine Lippen: „Abgefemtete Halunken, diese Kaufleute! Alles Halunken!“

8 Tage später. Zeitungsnachricht: Vergangene Nacht brannte das hiesige Armeearsenal total nieder. Große Vorräte, darunter beträchtliche Schuhlieferungen wurden vernichtet. Die letzteren, die in den nächsten Tagen nach dem Kriegsschauplatz abgehen sollten, waren nicht versichert.

Am folgenden Tage. Nicolai Iwanowitsch Euflow ließ bitten und herein trat Peter Petrowitsch Wilmigki, das durchtriebene Haupt der großen Armeelieferungsfirma. — — —

Humoristisches.

— Polizeiverordnung. Während der Sommermonate müssen vom Beginn der Dunkelheit ab alle Läden geschlossen und alle Schaufenster verhängt werden.

Die Dunkelheit tritt ein, sobald die städtischen Laternen zu brennen anfangen. —

— Mißverstandene Feldwebel: „Schulze, wie ist es mit Ihrem Zivilverhältnis?“

„Hab' id loosen lassen, Herr Feldwebel.“ —

— „Fest“. Frau: „Wir sind jetzt zwölf Jahre verheiratet, und nie habe ich unterlassen, Dir an Deinem Geburtstag einen Kuchen zu baden.“

Mann: „Jawohl, Schatz, und jeder war sozusagen ein Meilenstein meines Lebens!“ —

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Die Morwiz-Ober im Schiller-Theater O. gibt am Freitag als billige Vorstellung: „Der Trompeter von Säckingen.“

— Folies Caprices. Unter diesem Namen soll das Skalatheater am 1. September eröffnet werden. Es will hauptsächlich die Gesangsposse pflegen. —

— „Andrea del Sarto“, ein Schauspiel von P. Braun, wird in der nächsten Saison im Münchener Schauspielhaus zur Aufführung kommen. —

— Die Breslauer Zensurbehörde verbietet Keroul u. Varres Stück: „Eine Hochzeitnacht“ nach der zehnten Aufführung in einem dortigen Sommer-Theater. —

— „Die Phönizierinnen“, ein antikes Drama von Ribollet, das die Sage vom Oedipus behandelt, wurde in der Comédie française zu Paris erfolgreich aufgeführt. —

— „Fesche Geister“, eine neue Operette von Piehler, hatte in Wien großen Erfolg. —

— Die Ausschmückung des Plenarsitzungssaales im Reichstagsgebäude ist nach einer Konkurrenz von neun eingeladenen Bewerbern dem Münchener Maler Angelo Janz übertragen worden. —

— Die im Schloß zu Putbus befindliche Madonna di Gasta erklärt jetzt der Porträtmaler Prof. Gustav Richter für ein Originalgemälde von Rafael; das in St. Petersburg befindliche Bild ist nach Richter nur eine Kopie des Putbusers. —

— Das in Italien bestehende Ausfuhrverbot für Altertümer und Kunstwerke, die einen bedeutenden archäologischen und Kunstwert haben oder für die Geschichtsforschung von Bedeutung sind, ist neuerdings durch ein Gesetz bis zum Ablauf des 31. Dezember 1906 verlängert worden. —

o. Für zwei Gemälde von van Dyck wurden auf einer Auktion in London 383 755 M. bezahlt. —

— Professor Braun, der Direktor des physikalischen Instituts in Straßburg i. E., teilte im Naturwissenschaftlichen Vereine mit, daß seine Versuche, bei drahtloser Telegraphie die elektrischen Wellen wesentlich nur nach einer Richtung zu schicken, erfolgreich abgeschlossen sind. —